Die Langsteiner.

Ein süddeutscher Roman von K. v. Perfall.

(9. Fortsetzung.)

XIV.

Beatrix, seit ihrer Verlobung mit Habicht der Gegenstand vieler Gespräche und eines zum Hasse sich steigernden Neides, befand sich in einer ganz andern Lage, als das sich mit ihr beschäftigende Publikum ahnen konnte.

Warum heirathest du mich, Adolf? frug sie eines Tages ihren Bräutigam.

Er sah sie erstaunt an. Dann sagte er:

Närrische Frage! Wie kommst du darauf?

Weil ich es wissen möchte!

Nun wohl! Weil jedermann seine Feinde vernichtet und versöhnt.

Ich war doch kein Feind.

Dein Vater war's!

Das dacht' ich mir! Du hast ihn also getäuscht?

Meine Zukunft steht sicherer als je, wenn mir dein Vater nicht schadet und du mit mir arbeitest, daß ich den Brauer sicher halte. Mein Geschäft ist solid, wenn man nicht daran rührt. Von selbst bricht es nicht zusammen. Jetzt hast du die Klarheit, die du, wie es scheint, lebhaft begehrtest. Ich denke, du bist damit zufrieden. Wenn nicht, wenn du gar mein Vertrauen mißbrauchen würdest, gehe ich vielleicht zugrunde, du bist jedenfalls eine arme, alte Jungfer.

Mißverstehe mich nicht, Adolf! Ich danke dir für deine Offenheit. Du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben! Aber, setzte sie stockend hinzu, das eine — sage mir — ganz offen, wie die andern Dinge — lieben wirst du mich doch wenigstens so—

So so, la la, meinst du? antwortete Habicht lachend. Nun, über die Jahre der hochgehenden Ansprüche bist du hinaus, denke ich. Aber du wirst es nicht schlecht haben bei mir!

Als Habicht seine Braut bald nach diesem Gespräche verließ, weinte diese lange bitterlich. Dann war sie gerüstet für die Zukunft. Sie zeigte ihr das düstere Bild einer liebeleeren Ehe an der Seite eines unlautern und, wie es nach seinen eben gesprochenen Worten schien, auch herzensrohen Menschen. Aber sie gewährte ihr doch den äußern Schein des Glücks, des Wohlbehagens vor den Menschen, die dann nicht ihre Schadenfreude zeigen konnten, und ließ ihr vor allem ungehemmten Spielraum für ihren Haß gegen Ernst Sturm und das Weib, das er ihr vorgezogen, begünstigte, sogar dessen Entfaltung. Dieser Haß loderte jetzt in ihrer Brust, mit neuer, rasender Gluth, wie sie nie vorher verspürt hatte. Das ganze grauenhafte Weh ihrer verpfuschten Existenz an der Seite des Banquiers, der ganze Jammer über diese dämonische Ironie, die ihr Mädchenglück ins Häßliche verzerrte, lag in diesem Hasse, ihn schürend und nährend.

Die Hochzeit des Habichtschen Ehepaares wurde mit einem in Langsteins Annalen noch nicht vermerkten Glanze gefeiert.

Das Paar machte, da Herr Habicht das Geschäft nicht auf länger verlassen wollte, nur einen mehrtägigen Gebirgsausflug und bezog dann die im zweiten Stockwerk des ehemals Müllerschen Hauses eingerichtete Wohnung, welche nach der Ansicht der gesammten Langsteiner Honoratiorenwelt nur in Paris und selbst da nur in den allervornehmsten Häusern ihres gleichen haben durfte.

Es gab keine Frau, welche nicht eine bringende Standespflicht damit erfüllt zu haben glaubte, daß sie an der allgemeinen Concurrenz gegen die luxuriöse Banquiersfrau theilnahm. Man seufzte bei den gegenseitigen Besuchen über den thörichten Luxus, der in Langstein Mode geworden sei, schalt auf Beatrix und auf diese und jene andere, welche so unsinnig war, es ihr gleichthun zu wollen, hielt salbungsvolle Reden über die heutige Zeit, in der sich keiner nach der Decke strecken wolle, verdammte die „Leute", welche über ihre Verhältnisse leben, und ganz zuletzt jammerte man darüber, daß heutigen Tags das Geld herrschte, daß die Bildung, der Rang gar nichts mehr bedeute, daß alle Gemüthlichkeit in dem thörichten Streben, es sich gegenseitig an äußerm Scheine vorauszuthun, verloren gehe.

Am schwersten schien der sonst so lustige Major sich die veränderten Zeiten zu Herzen zu nehmen. Es fiel allgemein auf, daß sein sprudelnder Humor mehr und mehr versiegte und er statt dessen mit kernigen Kraftausdrücken gemischte Redensarten über die herrschenden Thorheiten verlauten ließ, obwohl er früher niemals Neigung gezeigt hatte, den Lobredner der alten Zeit zu spielen.

Die Herren gestanden übrigens auch zu, daß grade der Major am meisten unter den veränderten Verhältnissen zu leiden habe. Seine Frau und seine Töchter kamen der Frau Habicht in der Toilette nicht nur am nächsten, sondern die Majorin ahmte auch in ihren Gesellschaften ganz gegen frühere Gewohnheit den Ueberfluß im Gebotenen nach, übertrumpfte sogar den süßen Wein der Banquiersfrau durch Champagner. und als diese nun auch Champagner bot, gab sie beides nach Belieben. Uebrigens war dies nicht das Einzige, was hinter dem Rücken des Herrn Majors gesprochen wurde.

Die Schmähsucht der Damen hatte die Bemerkung gemacht, daß sonderbarerweise Leocade, die jüngste Tochter des Majors, immer eleganter als Mutter und Schwester ging, und zwar in einer Weise, welche für ein Mädchen gar nicht statthaft genannt werden konnte.

Der Brauer, sagte einmal zum Major:

Herr Major, seien Sie aufrichtig! Nehmen Sie von Habicht Geld zu leihen?

Was berechtigt Sie zu dieser Frage? brauste der Officier auf.

Ich meine nur, man sagt — stammelte der Brauer verlegen.

Man! Wo ist dieser „man"? wetterte der Major. Nehmen Sie sich in Acht, lieber Freund, diesen „man sagt" zu viel Glauben zu schenken, wenn Ihnen um meine Freundschaft zu thun ist!

Aber, Herr Major!

Schon gut! Ich habe Sie gewarnt! Können's jedem sagen, daß ich keine Randglossen hinter meinem Rücken dulde! Was ist denn das? Kommt der Weibertratsch auch in unsere Stammkneipe? Dann soll der Teufel in das verlumpte Nest fahren, wo man nicht einmal unter Männern sicher ist vor einer unverschämten Neugierde, die sogar das Portemonnaie controlliren will, wie viel darin ist!

Der Brauer wagte darauf hin nicht das Gespräch fortzusetzen. Es war aber nicht bloß wohlwollendes Interesse für den Major, was ihn dazu veranlaßt hatte. Jene Lieblingsidee des landwirthschaftlichen Credits, welche seine Niederlage im landwirthschaftlichen Vereine herbeigeführt hatte, war ein wesentlicher unter den Gründen seiner Betheiligung bei dem Bankgeschäft gewesen. Hier suchte er für seinen Ehrgeiz, was andere Zweige des Geschäfts seinem Drange, Geld zu gewinnen, bieten sollten. Von Anfang an aber hatte Habicht diese „Abtheilung" seiner eigenen, ausschließlichen Disposition vorbehalten. Man hatte ihm nachgegeben, um es nicht mit ihm zu verderben. Als nun hier und dort Spuren auftraten, welche anzeigten, daß notorisch an Geldmangel leidende Personen plötzlich über Mittel verfügten, drohende Pfändungen abzuwehren, langjährige Forderungen zu tilgen, und dazwischen auch Fälle vorkamen, in denen das Bankhaus Adolf Habicht und Compagnie als Kläger bei Gericht auftrat, Zwangsversteigerungen veranlaßte und verschiedene andere Zeichen dafür sprachen, daß dasselbe Gläubiger vieler Schuldner war, trieb den Brauer eine unwiderstehliche Wißbegierde, an Herrn Habicht Fragen zu stellen, welche aber dieser mit dem Hinweise auf die ihm eingeräumten besondern Befugnisse und bei öfterer Wiederkehr mit Vorwürfen über Mißtrauen, überflüssige Wichtigthuerei u. s. w. beantwortete.

XV.

An einem regnerischen Tage, als eben der Brauer und seine Gattin in der Schreibstube des erstern beisammensitzend sich ernstlich besprachen, ob es denn nicht besser sei, statt täglich müßig zu klagen, der Sache doch auf den Grund zu gehen, und da man von Auguste nichts Rechtes erfahre, einen entscheidenden Schritt zu thun, indem die Brauerin sich nach Warmbrunn begebe und mit eigenen Augen sehe, wie es stände, hörten sie jenes klirrende Gerassel, an welchem das geübte Ohr sofort einen viel benutzten und daher in den Federn und Stangen gelockerten Einspänner erkannte. Das Geräusch hörte grade vor dem Hause auf. Wenige Secunden darauf vernahmen sie eine weibliche Stimme im Flur und die lautere eines Knechtes, welche anscheinend als Antwort sagte: Sie sind beide in der Schreibstube.

Die Brauerin erhob sich von ihrem Sitze und schritt der Thür zu, nachzusehen, wer hier etwas suche, als diese sich öffnete und Auguste, im selben Augenblicke als die Brauerin ein lautes „Ah!" der Ueberraschung ausstieß, schluchzend an deren Hals fiel.

Der Brauer erhob sich nun wie elektrisirt von seinem Platze auf dem Sofa und herbeieilend, rief er:

Auguste! Du hier und — Mein Gott! Was bedeutet das?

Mein Kind, mein armes Kind! klagte die Brauerin, Auguste an ihre Brust drückend. Was wird es bedeuten? wandte sie sich dann an ihren Gatten. Verlassen oder gar fortgejagt hat sie der Elende.

Das hätte er, der Schurke gethan! rief der Brauer.

Auguste hob das verweinte Gesicht und, sich aus den Armen der Mutter lösend, sagte sie:

Scheltet ihn nicht! Was auch geschehen ist, er ist mein Mann, ich liebe ihn —

Du liebst ihn noch? Ihn noch lieben! rief das Elternpaar.

Ja, ich liebe ihn, noch mehr als vorher, denn unglückliche Liebe ist viel stärker als glückliche! Ich habe ihn verloren, aber ich hoffe, er kommt wieder zu mir zurück! Darum scheltet ihn nicht so!

Er zurückkommen! rief die Brauerin. Ja wohl, das wird er, wenn er dein Geld braucht, wenn seine saubere Gräfin ihn nicht mehr haben will. Und dann, dann wolltest du wieder mit ihm gehen, dein Hab und Gut mit dem Bettelschreiber theilen?

Gewiß würde ich das! Er würde auch nicht des Geldes wegen kommen, sondern nur, wenn er erkennt, daß ich's doch gut mit ihm gemeint habe, und Bettelschreiber, Mutter, ist mein Mann nicht. Er wird sich jetzt viel verdienen und in hohes Ansehen kommen!

Vor allem Kind, erzähle, was es eigentlich ist, warum Du kommst und wie es steht! mischte sich der Brauer in das Gespräch, um seine unangenehme Spannung auf eine ausführliche Erzählung der Ereignisse zu befriedigen. Das Unglück in seinem ganzen Umfange ist erträglicher, als die Gewißheit derselben, ohne die nähere Kenntniß der Ursachen und der möglichen Hoffnungen.

Auguste erzählte kurz, in einfachen Worten, wie alles gekommen war. Sie klagte Ernst niemals an, sondern stellte alles wie ein schlimmes Verhängniß, wie eine störende Einmischung einer fremden Macht dar. Die Gräfin wurde dafür in ihrer Schilderung der Typus eines gefallsüchtigen, herzlos-egoistischen Weibes. Sie beschuldigte sich endlich selbst, daß ihr Benehmen unrichtig gewesen sei.

Aber, schloß sie, ich konnte nicht anders. Es war mir, wie der Drang zum Athmen bei einem Erstickenden, und es hätte mir das Herz abgedrückt, würde ich länger geschwiegen haben.

Dann weinte sie bitterlich, während die Eltern in neue Verwünschungen gegen Ernst ausbrachen, welcher sie, statt um Verzeihung zu bitten, fortschickte.

Hat er dich also fortgeschickt? fragte nach einer Weile der Brauer, dem es plötzlich einfiel, Auguste könnte am Ende auch freiwillig gegangen sein.

Fortgeschickt, nein, das hat er nicht! antwortete die junge Frau. Er hat nur gemeint, es wäre gut, wenn wir eine Weile auseinander wären.

Und du hast dir das gefallen lassen? fragte die Brauerin. Bist mir nichts, dir nichts gegangen wie ein Bettelkind, das man so weiter schickt, wenn man's nicht brauchen kann?

Auguste schwieg.

Das Schweigen Augustens gab nun der Mutter Veranlassung, jetzt fortzufahren:

Heute erst haben wir uns dahin berathen, daß ich zu euch gehen soll. Wär's nur früher geschehen! Ich hätte dem Herrn Ernst den Kopf zurechtgesetzt und ihm seine Gräfin aus dem Sinne getrieben!

Ich sehe schon, sagte der Brauer, du hast dich zu sehr von ihm einschüchtern lassen und vergessen, daß die Tochter des Kratzerbrauer's keine Ursache zur Bescheidenheit hat!

Mein's auch! fiel jetzt die Brauerin ein. Ja, nota bene, was ist es jetzt mit deinem Heirathsgut, mit der Einrichtung? Du hast doch dein Capital für dich genommen und die Wohnung abgesperrt!

Aber Mutter, ich bin ja doch keine geschiedene Frau!

Also nicht! Ja, da sieht man's, wie er dich zum Garniemand zu machen verstanden hat. Er verbraucht dein Geld, sitzt in deinem Eigenthum und du — du erwartest, bis er dir wieder erlaubt, zu genießen, was dein ist! Er hütet sich vor der Scheidung und du kannst hier sitzen und zuwarten. Das muß anders werden! Du nimmst dein Eigenthum in Anspruch und drohst mit der Scheidung. Dann wird man schon sehen, was er thut!

Ich weiß wohl, eine geschiedene Frau ist ein schlimmes Ding, aber wenigstens muß er zum Kreuze kriechen und als armer Sünder kommen, dich auf den Knieen um Verzeihung zu bitten!

Lassen Sie das Mutter! Es kann ja noch alles gut werden! Ich bin zu Ihnen auf einen mehrwöchentlichen Besuch gekommen.

Das kennt man schon! Das hat er dem armen Dinge so plausibel gemacht und ist nichts anders als eine Falschheit, die ihm seine Gräfin eingeblasen hat. Der Besuch nimmt kein Ende und —

Den Leuten sagt man es wenigstens so! Aufsehen wird es immerhin geben! sagte der Brauer traurig. Aber wie bist du denn eigentlich hierhergekommen?

Ich bin, antwortete Auguste, direct von Warmbrunn nach der Station gefahren und wollte von dort einen Boten schicken, daß ihr mich holt. Da war der Glaser von der Bachgasse mit seinem Gefährte da und nahm mich mit.

Der Glaser hat sie mitgenommen wie eine Magd, die man aus Gutmüthigkeit aufsetzen läßt! rief der Brauer entsetzt.

Jetzt ruh' dich nur aus, sagte die Brauerin. Ich will gleich einen Kaffee machen lassen. 'Sist ein schweres Unglück, aber man muß es hinnehmen! Das heißt, mit dem saubern Herrn Ernst wird man schon ein Sträußchen pflücken. Aber jetzt wollen wir dir das Herz nicht noch schwerer machen mit solchen traurigen Reden, du armes Ding!

Während die Brauerin in die Küche ging, den Kaffee zu bestellen, sagte der Brauer zu seiner Tochert nach einer kurzen Pause:

Du hast vorhin von meinem Briefe etwas gesagt, als hätte dieser den ersten Anlaß zum Verdrusse gegeben?

Das sagt' ich nicht. Es ist gar manches dazu gekommen. Aber der Brief hat den ersten Zank zwischen uns verursacht und in Ernst den schlimmen Glauben erweckt, auch ich hielte allzu viel auf mein Geld!

Du konntest auch etwas daraufhalten und ich wußte wohl, warum ich so schrieb! entgegnete der Brauer. In dem Tone seiner Stimme lag jedoch eine leise Unsicherheit als hätte er auf einmal nachträglich Zweifel über die Weisheit jenes Briefes.

Es war nicht gut! antwortete Auguste. — — —

Augustens Ankunft erregte im Städtchen gewaltiges Aufsehen. Man hatte unter der Einwirkung viel großartigerer Ereignisse das Sturmsche Ehepaar ganz vergessen. Jetzt brachte es sich selbst wieder in den Mund der Leute.

Die Brauerfamilie bezeichnete zwar die Anwesenheit der Tochter besonders nachdrucksvoll als Besuch, allein man wußte, noch ehe man die Angekommene zu Gesicht bekommen hatte, schon, was es mit dem Besuche zu bedeuten habe. Frau „von" Habicht hatte zufällig noch am selben Abend, an welchem Frau Sturm gekommen war, bei Kratzers vorgesprochen und sie gesehen. Ihre Miene, ihre Einsilbigkeit und die schlecht verheimlichte Mißstimmung der „Alten" hatte zu deutlich gezeigt, daß es sich um ganz etwas anderes als einen Besuch handle. Frau „von" Habicht theilte nun auch den gespannt, mit weit geöffneten Augen lauschenden Damen mit, was sie schon längst von einer gewissen Gräfin gehört, aber nach ihrem Grundsatze, sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, verheimlicht habe. Die Damen betonten zuerst insgesammt, daß sie diesen richtigen Grundsatz der Frau „von" Habicht sich ebenfalls grundsätzlich angeeignet hätten, und fragten dann ebenfalls insgesammt, was es nun weiter mit dieser Gräfin sei, von welcher Beatrix, wie ein geschickter Erzähler, erst so viel angedeutet hatte, als nöthig war, die Geister aufs höchste zu spannen. Als die Stadt Langstein um vierundzwanzig Stunden älter geworden war, waren fast ihre sämmtlichen Einwohner um die romantische Kunde bereichert, der Mann von Kratzers Auguste sei mit einer wunderschönen, aber auch nichts weniger als tugendsamen russischen Gräfin nach Italien oder noch weiter durchgebrannt, und die schmählich verlassene Frau sei zu den Eltern gekommen, wie sie ging und stand; denn alles Geld, das ganze Heirathsgut Augustens, habe der saubere Herr Sturm mitgenommen, sogar die Möbel habe er verkauft.

Jedermann war begierig, das in Langstein noch nie Gesehene, die Frau eines mit einer andern durchgebrannten Mannes zu sehen. Obwohl alle Auguste so genau kannten, wie sich selbst, die Rolle, welche sie bei diesem Romane spielte, verlieh ihr in den Augen ihrer ehemaligen Mitbürgerinnen etwas, was einer neuen Nase oder veränderten Augenfarbe mindestens gleich kam. Diese Neugierde wurde aber so wenig berücksichtigt, daß selbst am Sonntage, wo man bestimmt darauf rechnete, in der Kirche die „unglückliche" Frau nach Herzenslust begaffen zu können, wie sie schaue und seufze, ob sie mager oder blaß sei, Auguste nicht das elterliche Haus verließ.

Während diese „schreckliche" Geschichte in ganz Langstein verbreitet wurde, um endlich das Gepräge der in Langstein sehr beliebten Volksromane a la „Todtengruft um Mitternacht" oder „Geheimnisse eines Henkerknechtes" zu erhalten—Ernst hatte seine Gattin mit einem Dolche bedroht, die Gräfin hatte ihren Mann, wie dies in Rußland in den höheren Ständen allgemein Sitte ist, mit Kopfkissen erstickt und war aus Sibirien, wohin sie auf Lebenszeit verbannt war, entflohen —, gab sich Beatrix mannigfachen Gedanken hin, zu welchen jene Begegnung mit Auguste Veranlassung geboten hatte. Sie war ihr als mitfühlende Freundin entgegengekommen, welche, den formellen Vorwand des „Besuches" berücksichtigend, doch durchblicken läßt, daß sie die Wahrheit ahnt und zu Vertrauen einladet. Auguste wich dieser fast zärtlichen Begrüßung der Banquiersfrau mit einer nicht mißzuverstehenden Kälte aus. Beatrix studirte jedes Fältchen im Gesichte der jungen Frau, aber sie fand nichts von der erwarteten Trauer und Schwermuth. Die Augen, statt melancholisch sich zu senken, blitzten scharf unter der wie unwillig gefalteten Stirn, die Stimme klang nicht wie seufzend, von innerm Weh befangen, sondern hart, schneidend, in den kurzen Worten lag eine herbe Schärfe. Das ganze Wesen der Frau bekundete eine gewisse Lust „anzubinden", einen Grund zu Streit zu haben. Statt einer unglücklichen, sah Beatrix eine gereizte, feindselige Frau vor sich. Es war ihr ganz unbehaglich an der Stelle, wo sie die schon vorher einstudirte wirkungsvolle Rolle der sentimental gerührten Freundin zu spielen gehofft hatte. Dieses Unbehagen veranlaßte sie endlich, ihren Besuch abzukürzen, als Auguste, ohne daß sich ein eigentlicher Anlaß dazu aus dem Gespräche ableiten ließ, bemerkte:

Mein Besuch bei den Eltern wird wieder erwünschte Gelegenheit zum Klatsche geben. Es wird auch nicht daran fehlen, daß man meinen Mann verleumdet. Ich bitte Dich, Beatrix, weise in meinem Namen jede solche Aeußerung zurück.

Gerne thue ich das! antwortete die Banquiersfrau. Aber ich wüßte wahrlich nicht, was es zu reden gäbe, wenn Du als Tochter einmal im Sommer deine Eltern auf einige Wochen besuchst.

Ich weiß aber doch, daß geklatscht und verleumdet werden wird, entgegnete Auguste, und gerade Diejenigen reden am meisten, die, wenn sie klug wären, sich hüten würden, mit Steinen zu werfen, da sie in einem sehr gebrechlichen Glashause sitzen.

Es war keine Täuschung, wenn Beatrix glaubte, die Augen der Frau Sturm seien bei diesen Worten besonders fest auf sie gerichtet gewesen. Mühsam ihre Befangenheit verbergend, sagte sie, sich verabschiedend:

Ich muß nach Hause. Mein Männchen erwartet mich gewiß mit Schmerzen. Sei ohne Sorge, Auguste, ich werde meine Freundschaft wacker zeigen, wenn es Noth thut.

Auf dem Nachhausewege kamen ihr ernstliche Bedenken, ob sie mit diesem Verlaufe der Dinge gewonnen oder verloren habe. So wenig sie daran zweifelte, daß hinter Augustens Anwesenheit sich mehr als ein sommerlicher Besuch im Elternhause verberge, so sicher glaubte sie, aus deren Benehmen errathen zu können, daß dieselbe gegen sie mißtrauisch sei, einen mehr oder minder bestimmten Verdacht hege.

Die Brauerin, bei der sie in den nächsten Tagen vorsichtig auf den Busch klopfte, zeigte sich sehr zurückhaltend, und auf ihre directe Frage, ob also doch jene Befürchtungen wegen der Gräfin grundlos gewesen seien, erwiderte sie:

Natürlich! Gar nichts ist daran! Gelacht hat die Auguste, wie ich ihr erzählt habe, was ich für Besorgnisse hatte. Die zwei Frauen sind die intimsten Freundinnen!

Eines Tages erhielt Auguste einen Brief aus der Residenz. Die Handschrift aber war eine vollkommen fremde. Die junge Frau öffnete das Schreiben und prüfte zuerst die Unterschrift, welche zu ihrem Staunen den ihr völlig unbekannten Namen Doctor Wilhelm Ratzenberg enthielt. Dann las sie den Inhalt mit wachsender Erregung. Derselbe lautete:

„Geehrte Frau Sturm! Verzeihen Sie einem Fremden, daß er als dritter in der zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl schwebenden Angelegenheit auftritt. Ich hoffe aber, daß diese ohne Ihre vorgängige Erlaubniß stattgehabte Einmischung Sie nicht erzürnt, wenn ich sage, daß ich im gegenwärtigen Augenblick der einzige und, wie ich eitel genug bin zu behaupten, grade für diesen Augenblick der beste Freund Ernst Sturms bin. Ernst Sturm ist ein Kranker, und zwar nicht unbedeutend krank. In seinem jetzigen Zustande ist er zu allem eher fähig, als zu einer vernünftigen, überlegten Handlung. Mit Gewalt habe ich ihn verhindert, Ihnen zu schreiben, denn er würde ohne Zweifel eine Thorheit begangen haben. Hoffen Sie das Beste! Er hat eine schwere Schule durchgemacht. Was er gegen Sie gefehlt hat, büßt er hinlänglich. Er ist, das darf ich Ihnen versichern, von einem treuen Freunde sorgfältig überwacht, der auch Ihr Freund heißen will, weil er mit allem Fleiße daran arbeitet, Ihnen den Gatten wiederzugeben. Ich habe nur die eine Bitte, haben Sie noch kurze Zeit Geduld, verschonen Sie Ernst mit allen Einwirkungen von Ihrer Seite, welche ihn aufregen und verwirren könnten, und vertrauen Sie einem Unbekannten, der es herzlich gut mit Ihnen beiden meint. In Bälde werden Sie Ihren Ernst wieder haben, als einen durch Irrthum geläuterten, tadellos braven Mann, der Sie durch eben die Eigenschaften glücklich macht, die Ihr Unglück herbeiführten, und der an seiner Frau eben das vergöttert, was ihm früher an ihr thörichterweise mißfallen hat. Es freut mich, Sie persönlich kennen zu lernen, und wir werden gute Freunde werden, denn morgen ist meine Hochzeit mit einem lieben, jungen Geschöpf, das, wie ich vermuthe, in allem ein Seitenstück zu Ihnen ist. Hochachtend Ihr ergebener Diener

Dr. Wilhelm Ratzenberg."

Die Freude, welche Auguste über diesen Brief empfand, theilte sich auch ihren Eltern mit. Der Brauer sah in diesem Doctor Ratzenberg sofort einen tüchtigen Mann und meinte, es sei eine glückliche Fügung des Schicksals, welches Ernst mit ihm zusammengebracht hatte. Die Brauerin meinte zwar, es seien dies ganz sonderbare Anschauungen, welche von Krankheit und Schonung sprechen, wo vernünftige Menschen mindestens von schlimmen Streichen und Strafpredigt reden würden, aber sie gab deutlich zu erkennen, daß diese Aussichten sie um so mehr erfreuten, je unerwarteter sie ihr kamen.

Während sie aber noch, nach eben vollendetem Mittagsmahle beisammensitzend, über dieses Thema sich besprachen, kam ein Brauknecht mit den Worten in die Stube gestürzt:

Herr Kratzer, Sie sollen gleich zu Herrn Habicht hinüberkommen. Es gibt dort etwas und man verlangt nach Ihnen.

Was ist es denn? fragte der Brauer, sich erhebend. Wie die beiden Frauen war er durch die aufgeregte Art des Knechtes beunruhigt.

Ich weiß es nicht genau! sagte dieser. Es ist nur jemand grade herbeigelaufen und hat gesagt, Sie sollen ums Himmelswillen so schnell wie möglich kommen. Ich habe was von einem Schuß und vom Herrn Major gehört. Was es heißen soll, weiß ich nicht, aber von allen Seiten laufen die Leute zusammen.

Der Brauer ergriff Hut und Stock und eilte nach dem Bankgeschäft. Dort sah er eine große Menschenmenge stehen, durch die er sich einen Weg bahnen mußte.

Da kommt Herr Kratzer! hieß es ringsumher.

Was ist denn los? fragte der Brauer die Nächststehenden.

Der Herr Major hat den Herrn Habicht erschießen wollen! kam es als Antwort aus dem Volkshaufen.

Wie vom Blitz gerührt blieb der Brauer einen Augenblick stehen und taumelte dann, von unklarer Angst verwirrt, in das Haus.

XVII.

Der Major hatte sich an jenem Tage nach dem Bankgeschäfte begeben und fragte nach Herrn Habicht. Im selben Augenblick trat dieser ein und den Major bemerkend, sagte er:

Ah, Sie da! Darf ich bitten, in mein Sprechzimmer zu kommen!

Die Commis wollten trotz dieser harmlosen Worte eine lebhafte Erregung an ihrem Prinzipal bemerkt haben. Der eine behauptete sogar fest, derselbe sei beim Anblick des Majors blaß geworden.

Nicht nöthig! antwortete der Officier und zog aus der Brustspalte seines Waffenrockes ein Papierbündel, das er auf den Zahltisch warf.

Hier ist dein Geld, du Schuft! sagte er dann mit dröhnender Stimme und griff nach der Rücktasche des Waffenrocks. Und hier die Zinsen! rief er darauf, und im selben Augenblick krachte ein Schuß. * Das kleine Comptoir war in Rauch gehüllt, und als die erschreckten Commis nach einer Secunde zur Besinnung kamen, war der Major verschwunden, Herr Habicht aber lag wie eine Leiche auf dem Fußboden. Sie hoben ihn auf, und es erklärte sich nun, daß ihn nur der Schrecken zu Boden geworfen hatte, ohne die geringste Verwundung. Die Kugel stak in der Wand unmittelbar hinter ihm, auf gleicher Höhe mit seiner Stirn. Die Waffe hatte der Major fallen lassen. Sie lag wenige Schritte von Habicht, eine hübsche, fast neue, sechsläufige Revolverpistole.

Indessen waren bereits Leute, vom Schusse herbeigelockt, vor dem Hause erschienen und einzelne spähten neugierig durch die grauen Gitter, welche den Einblick in das Comptoir erschwerten.

Herr Habicht raffte sich, dies bemerkend, auf, und die auf die Straße führende Thür öffnend, sagte er den Neugierigen:

Beruhigen Sie sich! Es ist nichts geschehen! Ich habe nur mit meinem Revolver gespielt, ohne zu wissen, daß er geladen sei; der Schuß ist glücklicherweise in die Wand gegangen!

Dabei zeigte er die vom Major zurückgelassene Waffe. Die Leute begannen sich auf diese Erklärung des Vorfalls hin zu zerstreuen.

Als er wieder in das Comptoir zurücktrat, erschien dort seine Frau, welche außer Hause gewesen war und von einem Vorübergehenden auf der Straße das Geschehene erfahren hatte.

Es ist nichts, gar nichts, mein Herzchen! sagte der Banquier vor den Commis, winkte ihr aber gleichzeitig unmerklich, ihm zu folgen. Er ging mit ihr nach dem ersten Stockwerke in das kleine, neben der „Abtheilung für Anlagen" befindliche Cabinet, wo die Hauptcasse sich befand. Beatrix folgte ihm in großer Erregung, vergebens Blicke auf ihn richtend, welche eine Aufklärung des Geschehenen begehrten.

Er verschloß das Cabinet, in das eine eiserne Doppelthür führte, von innen und sagte dann mit fast athemloser Stimme:

Alles ist verloren! Der Major hat auf mich geschossen!

Der Major? Warum?

Ich habe ihm Geld auf Wechsel geliehen, mehrmals verlängert —

Das war ja alles kein Grund, dich zu erschießen, im Gegentheil! rief jetzt Beatrix, die Augen weit geöffnet, lauernd wie die eines Raubthiers auf ihn gerichtet.

Es wird jetzt aufkommen, daß ich Wuchergeschäfte trieb. Eins bringt das andere—mein ganzes Gebäude fällt zusammen!

Warum hat der Major auf dich geschossen? fragte Beatrix in wildem Tone.

Zum Teufel, entgegnete Habicht unwirsch, weil er ein Narr ist!

Was thust du? fragte Beatrix, als sie sah, wie er den großen Cassenschrank öffnete und sich dort lebhaft zu schaffen machte.

Er trat an das Fenster, das auf die Straße führte, sah einen Augenblick hinab und wandte sich dann mit den Worten an seine Frau zurück:

Es ist mir gelungen, die Leute, die von dem Schusse erschreckt herbeieilten, zu beruhigen. Ich darf keine Zeit verlieren. Ehe der Major, der das verunglückte Attentat doch nicht ganz einfach wie einen schlechten Scheibenschuß ignoriren kann, etwas anfängt, muß ich mich gedeckt haben.

Er hatte unterdessen eine Reihe von Papieren aus der Casse genommen.

Du willst fliehen? fragte jetzt Beatrix.

Natürlich! Schaffe schnell meine Reisetasche her. Ich werde sie unter dem Ueberzieher verbergen. Gepäck kann ich nicht brauchen. Ich muß zu Fuß nach der Station. Mach schnell! Wenn Kratzer kommt — dies wird jeden Augenblick geschehen —, sagst du, ich sei beim Landrichter wegen des Schusses, um anzuzeigen, daß es nur eine Ungeschicklichkeit von mir war.

Es ist gut! sagte Beatrix und öffnete die versperrte Thür.

Was thust du denn? Laß doch den Schlüssel hier! rief Habicht, als er sah, daß seine Frau denselben aus dem Schlosse zog.

Ein lautes Gelächter antwortete ihm gleichzeitig mit dem dumpfen Ton der zufallenden schweren Doppelthür und er hörte, wie das Schloß von außen umgedreht wurde.

Beatrix, bist du verrückt! rief er entsetzt.

Gott bewahre! kam es als höhnende Antwort zurück. Ich bin im Gegentheil mehr bei Sinnen als du. Glaubst du, einfältiger Narr, ich lasse die Geschichte so enden, daß ich in Armuth und von der Schande meines Mannes bedrückt, zurückbleibe, während Du jenseits des Oceans vom gestohlenen Gelde behaglich lebst? Die Schande der Frau eines Betrügers bleibt mir ohnedem! So magst Du gleich ins Zuchthaus wandern. Sie bemitleiden mich dann wenigstens, während sie mich hassen würden, hätte ich Dir zur Flucht verholfen. Fluche nur, mein eingegangenes Füchschen, schimpfe und schelte, Du Schuft, Du Zuchthausheld! Ich weiß recht wohl, warum der Major Dich auf Dein Gaunerfell schießen wollte! Die Zinsen für Deine Verlängerungen waren ihm zu hoch! Auch dafür sollst Du im Zuchthause büßen, für jede Qual, jede Mißhandlung, für die zahllosen Rohheiten, mit denen Du mein Leben vergiftet hast, während Du anderswo den Zärtlichen spieltest. Meine gemarterte Existenz, mein ruinirtes Dasein, den Seelenmord, den Du an mir begangen hast, den sollst Du büßen, elender Teufel, dummer Teufel! Jetzt aber fasse Dich in Geduld. Du brauchst nicht lange auf die Gendarmen zu warten. Ich verspreche es Dir!

Beatrix war die Treppe hinabgeeilt und in das Comptoir gestürzt, wo sie einem Commis auftrug, den Herrn Landrichter sofort zu sich zu bitten. Während dieser dem Befehle nach einem verwundert fragenden Blick Folge leistete, saß sie in dem an das Comptoir anstoßenden Sprechzimmer in einem modernen, niedrigen Sammtsessel, und den Blick mit einer wahnsinnähnlichen Starrheit auf die mit Oelgemälden in schweren Goldrahmen gezierte rothe Tapete gerichtet, erwartete sie den Landrichter, ihren Gatten als Gefangenen auszuliefern. Ein Gefühl grausamer Wonne erfaßte sie, sich ihren Quäler, den verhaßten Verderber ihres Lebens, im Zuchthauskleide vorstellend, und doch wurde dieses Rachegefühl zurückgedrängt von dem rasenden Schmerz bei dem Gedanken an das nun hereinbrechende Elend, an den Jammer der Eltern, die einzigen Wesen auf Erden, für welche sie noch ein edleres Gefühl im Busen hegte.

Gnädige Frau, der Herr Landrichter kommt sogleich!

Diese Worte brachten sie zur Besinnung. Sie mußte dem Beamten gefaßt entgegentreten, eine besonnene klare Sprache mit ihm führen können.

Unterdessen hatte sich im Städtchen die entsetzliche Nachricht verbreitet, der Major sei unten bei der Sägemühle in den reißenden Fluß gesprungen. Die dort beschäftigten Arbeiter, welche zu Hilfe eilen wollten, konnten nichts anderes mehr erreichen, als daß sie seine Leiche auffischten, die einstweilen in der Mühle in eine Stube gelegt wurde, während ein Bote auf das Bezirksamt eilte, dort Anzeige zu machen. Es fand sich jetzt plötzlich Jemand, der unmittelbar nach dem Schusse den Major hatte aus dem Comptoir stürzen sehen. Die beruhigende Mittheilung des Banquiers war also falsch. Es mußten hier seltsame Dinge vorgehen. Während man sich hier und dort zusammenstellte, sprach, gesticulirte, fragte und bald diese, bald die entgegengesetzte Antwort bekam, erschien wieder eine Person mit der Neuigkeit, ein Commis des Bankgeschäfts sei ins Landgericht gegangen. Diese Nachricht gab den verschiedensten Vermuthungen neue Nahrung, und nun drängte alles nach dem Orte, wo man die genaueste Auskunft erwarten durfte. Als der Landrichter vor dem Bankgeschäft erschien, hatte er alle Mühe, eine fragende, die schlimmsten Besorgnisse kundgebende Menschenmenge wenigstens so weit zu beruhigen, daß sie abzuwarten versprach, bis er selbst Bestimmtes erfahren hätte.

Er hatte eine lange Unterredung mit Beatrix. In einer Wirksamkeit ergraut, welche an „interessanten Fällen" nicht reich genug war, um ihm ein psychologisches Verständniß für andere Erscheinungen als die Eigenthümlichkeiten der Landstreicher oder höchstens die Kniffe eines gewohnheitsmäßigen Hühnerdiebes zu ermöglichen, hatte er der kalten, jede Spur von Aufregung vermeidenden Nüchternheit gegenüber, mit welcher die Banquiersfrau ihm erzählte, was sie vom Geschäftsbetriebe wußte, nur das Gefühl starrer Verwunderung.

Und Sie haben ihn selbst eingesperrt? fragte er schließlich, über diese Thatsache am meisten verwundert.

Ja! Ich will, daß er ins Zuchthaus kommt! war die Antwort.

Der alte Beamte schüttelte den Kopf und ließ sich von Beatrix zu ihrem Gatten führen. Dieser bebte zusammen, als sich die Thür seines Gefängnisses öffnete und er den Landrichter erblickte.

Herr Habicht, sagte der Letztere höflich grüßend, ich komme in einer traurigen Angelegenheit.

Sie wollen mich verhaften? sagte Habicht dann, sich zu einer Dreistigkeit aufraffend.

Davon ist eigentlich zunächst keine Rede, sagte der Landrichter, allein es scheint —

Machen wir keine langen Umstände, entgegnete Habicht mit erregter Stimme. Dank diesem Teufel hier — dabei deutete er auf seine Frau — bin ich in schiefer Lage. Im übrigen will ich ruhig abwarten, wie sich die Dinge wenden werden. Es ist ein gefährliches Glücksspiel, um das es sich für mich handelt. Von der erleuchteten Weisheit der Richter hängt es ab, ob ich ein Schwindler bin oder ein Pechvogel! Sie, Herr Landrichter, setzte er mit einem frechen Lächeln hinzu, gehen einstweilen am sichersten, wenn Sie mich verhaften!

So steht es also! sagte der Landrichter gedehnt. Nur das Eine noch, Herr Habicht! Wird die Bevölkerung, die bei Ihrem Unternehmen so lebhaft betheiligt war, durch diese Katastrophe wohl sehr schwer geschädigt werden?

Das kann ich selbst nicht bestimmen. Wenn Kratzer, der mit mir haftet, noch genug Vermögen hat, kann es sein, daß die Verluste der Leute gering sind. Es kommt alles auf die pecuniäre Lage meines Theilhabers an.

Sie sind geständig, durch unreelle Handlungen diese Katastrophe herbeigeführt zu haben?

Ich habe sie doch nicht herbeigeführt! Ich habe alles aufgeboten, sie zu verhindern.

Keine Wortfechtereien, Herr Habicht! Geben Sie zu, daß Ihre Geschäftsführung sich solcher Mittel bedient hat, welche vor dem Gesetze strafbar erscheinen?

Wieder schwebte das freche Lächeln auf den Lippen Habichts, als er hierauf sagte:

Lieber Herr Landrichter, Sie sehen die Dinge etwas schlicht an! Was ist in der heutigen Speculation strafbar? Gelingt etwas, gewinnen Hunderttausende durch den Einfall eines gewandten Unternehmers, dann ist jeder ein Narr, der dagegen spricht. Solche Unternehmer haben Orden, Adelsdiplome bekommen und sind die Könige der Gesellschaft. Ein Zufall, eine unvorhergesehene Kleinigkeit — alles bricht — der König ist ein Bettler und bei Bettlern ist immer leicht eine Polizeiwidrigkeit zu finden. Der Mißerfolg, Herr Landrichter, ist der Schuldige! So lange profitirt wird, fragt Niemand, auch die Obrigkeit in der Regel nicht, wie profitirt wird. Mir hat ein Zufall die Möglichkeit abgeschnitten, weiter zu operiren, das heißt, die Leute weiter profitiren zu lassen. Das macht mich schuldig — wenigstens in Ihren Augen, und ich muß mich in die augenblickliche Lage fügen!"

Der Landrichter sann eine Weile nach und wußte dann nichts besseres zu sagen als:

Sie gestehen also—

O ja, ich gestehe, unterbrach ihn Habicht, daß der Zufall mit dem Major —

Was für ein Zufall?

Sie wissen noch nicht? Na, der Major hat auf mich geschossen und gefehlt!

Der Major auf Sie?

Nun ja! Das ist eine Geschichte, eine dumme Weibergeschichte, die hier nichts zu thun hat. Kurz also, die Leute werden mir ihr Vertrauen entziehen, eben die Leute, deren Habsucht mich vergöttert hat, weil ich ihnen Wucherzinsen zahlte. Sie waren nicht zu moralisch, um mir zu gewinnen, aber sie sind zu moralisch, um nicht den Schwindler zu verwünschen, anzuklagen, zu zerreißen, wenn sie könnten, den Schwindler, bei dem ihnen der fernere Profit zweifelhaft dünkt. Ich kann die ängstlich gewordene Moral nicht mehr beruhigen. Das habe ich zu gestehen!

Der Landrichter, den die Andeutungen über den Major noch mehr verwirrten, sah sich vor einem in seiner Praxis noch nicht dagewesenen Falle. Er mußte die Sache ohnehin sofort dem zuständigen Untersuchungsrichter übergeben. Dieser mochte thun, was er für gut hielt. Er selbst verspürte keine Lust, die Arbeit desselben durch ein vorbereitendes Verhör zu erleichtern, um so mehr, als ihm die freche Art, mit welcher Habicht eine geistige Ueberlegenheit andeutete, höchst unbequem war.

Ich werde Sie durch den Gerichtsdiener bewachen lassen müssen, sagte er beinahe zaghaft, bis ich nähere Anweisungen vom Herrn Untersuchungsrichter erhalte.

Jetzt erschien der Bezirksamtmann unter der Thür. Er war gleich nach der Anzeige von dem Selbstmorde des Majors herbeigeeilt, näheres zu erfahren, da der anzeigende Bote aus der Sägemühle des im Bankcomptoir gefallenen Schusses und der damit zusammenhängenden Gerüchte Erwähnung gethan hatte. Als er vor dem Hause die Menschenmenge sah und er sich Bahn durch dieselbe brechend, verschiedene Ausrufe hörte, welche das Schlimmste verkündeten, fuhr ihm der Schreck in die Glieder und halb sinnlos taumelte er die Treppe hinauf. Er vermochte, in das Bureau eintretend, kein Wort hervorzubringen. Mit dem gellenden Aufschrei „Vater!" stürzte Beatrix auf ihn zu. Ein jammervoll fragender Blick aus seinen weit aufgerissenen Augen ließ sie noch weiter sprechen:

Alles ist verloren! Wir sind jetzt elend!

Wie leises Aechzen kam es von den Lippen des Bezirksamtmanns, dann sank er wie leblos zusammen. Beatrix und der Landrichter fingen ihn in ihren Armen auf und schleppten ihn nach dem nächsten Sofa. Als er hier bleich, mit geschlossenen Augen lag, während die tiefen Athemzüge die Brust hoch aufschwellten, schien es, als läge ein Sterbender da.

Beatrix warf sich über ihn und schluchzend klagte sie: Vater! Lieber Vater! Stirb nicht! Ums Himmelswillen, stirb nicht! Der Elende, er hat ihn gemordet! Unsern Vater hat er gemordet!

Der Landrichter war eben so erstaunt über diesen heftigen Ausbruch der Kindesliebe bei der eben erst so abstoßend harten, gehässigen Frau, wie er sich durch den Umstand beunruhigt fühlte, daß diese Dazwischenkunft des Bezirksamtmanns ihn verhindert, sich aus dem Hause des Unglücks zu entfernen, der versammelten Menge ein paar Trostworte hinzuwerfen und dann mit einem Bericht an den Untersuchungsrichter seine Thätigkeit in der „fatalen Geschichte" zu beschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Leichenverbrennung.

Es giebt jetzt schon in vielen großen Städten unseres Landes Leichenverbrennungsöfen. In einer ganzen Menge von Ortschaften haben sich wenigstens schon Vereine gebildet, welche die alte Form der Beerdigung bekämpfen. Trotzdem wird letztere wohl erst dann verschwinden, wenn sie mit wirthschaftlichen oder selbstsüchtigen Interessen in Widerstreit geräth. Dieser Zeitpunkt aber nähert sich rasch. In den Millionenstädten, in denen jährlich viele Tausende sterben, tauchen schon Schwierigkeiten in Bezug auf den Raum für die Todten auf. Ein Fall dieser Art wird aus New York gemeldet.

Im Town Newton auf Long Island giebt es nicht weniger als 13 Begräbnißplätze, in welchen jährlich gegen 30,000 Leichen aus New York und Brooklyn beerdigt werden. Die Grabstätten nehmen ein volles Drittel des Towngebietes in Anspruch und werden den Lebenden lästig. Vor einigen Tagen beschloß der örtliche Gesundheitsrath, fortan einen Dollar Steuer auf jede Leiche zu erheben, die im Town beerdigt werden soll. Er that dies angeblich nur aus Rücksicht auf die öffentliche Gesundheit, um die Beerdigungen einzuschränken, doch erklärte der staatliche Gesundheitsrath, daß eine Todtensteuer für diesen Zweck nicht gestattet sei. Das Recht des Gesundheitsrathes, Sanitätsmaßregeln hinsichtlich der Begräbnisse anzuordnen, wurde indessen von keiner Seite bestritten, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Newtoner einen anderen Weg finden werden, um der Ausdehnung der Friedhöfe in ihrem Bezirk zu steuern.

Mit ihrem Widerwillen gegen letztere stehen sie übrigens nicht vereinzelt da. Es ist selbstverständlich, daß der Grundeigenthumswerth in den Vorstädten durch den gewaltigen Umfang der Grabstätten stark beeinträchtigt wird. Außerdem dürfen die Friedhöfe nicht besteuert werden, worunter die öffentliche Kasse erheblich leidet. Wenn in Newton an die Stelle der Gräber schöne Wohnhäuser und Gärten oder Farmen träten, so würden sich die Einkünfte des Towns mindestens um ein Drittel steigern. Diese Erwägung ist so durchschlagend, daß z.B. kürzlich ein Gesuch, den St. Michaels-Kirchhof bei New York um 110 Acker vergrößern zu dürfen, von den zuständigen Behörden abgewiesen wurde. Ein noch viel triftigerer Grund ist der, daß durch eine so große Masse im Boden verwesender Leichen das Grundwasser auf weite Strecken hin vergiftet werden muß. Das mag nicht viel zu bedeuten haben, wo rings herum freies Feld liegt, in dicht bevölkerten Bezirken aber ist dieser Uebelstand entscheidend. Erst vor kurzer Zeit mußte die Stadt Brooklyn gegen die Erweiterung eines Begräbnißplatzes im angrenzenden Town Jamaica Einspruch erheben, weil sie die Vergiftung ihrer Wasserzufuhr befürchtete.

Der Einfluß, den die Anwesenheit großer Leichenmassen im Boden auf die Gesundheitsverhältnisse der Lebenden ausübt, ist schon seit langer Zeit gewürdigt worden. Früher wurden die Todten dicht bei den Kirchen beerdigt, also mitten in den Ortschaften. Aus gesundheitlichen Rücksichten schaffte man sie später möglichst weit vor die Städte und Dörfer hinaus. Aber auch die entfernten Grabstätten sind gefährlich. In der letzten Jahresversammlung des amerikan. Vereins für öffentliche Gesundheit wurde der Bericht verlesen, den Dr. Levison aus Kopenhagen an den internationalen medicinischen Congreß über die Einwirkung der dänischen Friedhöfe erstattet hat. Dr. Levison legte dar, daß die sorgfältigsten wissenschaftlichen Nachforschungen wiederholt die Entstehung von Krankheiten in Kopenhagen auf die Vergiftung der Wasserzufuhr durch Grabstätten zurückführten. Er selbst hatte bei mehreren Typhus-Epidemien den Nachweis geführt, daß dieselben durch schlechtes Trinkwasser verursacht worden waren. Letzteres aber stammte in allen Fällen aus Flüssen, welche dicht an Grabstätten vorbeiflossen und das Grundwasser aus denselben aufnahmen. Zehn große Städte im Königreiche hatten wiederholt von ansteckenden Krankheiten zu leiden, deren Keim in den Beerdigungsplätzen gefunden wurde. In den Dörfern war es noch viel schlimmer, weil dort die Kirchhöfe gewöhnlich auf einem Hügel angelegt sind, und das Trinkwasser ausschließlich aus Quellen am Fuße desselben geschöpft wird. Nicht weniger als 78 Epidemien, meist Typhus, wurden in den ländlichen Bezirken auf diese Sachlage zurückgeführt. Mehrere Schulen, die dicht bei Friedhöfen lagen, mußten aufgegeben werden, weil sich der Typhus Jahre lang in ihnen behauptete.

Je mehr solche Thatsachen bekannt werden, desto ängstlicher werden sich alle unterrichteten Leute davor hüten, in der Nähe von Grabstätten Wohnung zu beziehen. In den Vororten der großen Städte, die mit Beerdigungsplätzen besonders reichlich versehen sind, werden daher die Grundeigenthümer ihr unter anderen Umständen sehr werthvolles Besitzthum wenig einträglich finden. Bei New York tritt dies, wie gesagt, schon deutlich zu Tage. Die Folge davon wird sein, daß die Ortschaften in immer weiterem Kreise sich weigern werden, Land für die Beerdigung der Todten aus den großen Städten herzugeben. Man wird die Leichen als Eisenbahn-Frachtgut viele Meilen weit fortschaffen müssen, und der Prunk der Leichenbegängnisse, in welchem für die Meisten „die Poesie" der Beerdigungen liegt, wird sich ganz von selbst verbieten. Damit wird aber auch der Haupteinwand gegen die Leichenverbrennung gefallen sein, gegen welche eigentliche Vernunftgründe noch niemals geltend gemacht worden sind.

Die Leichenverbrennung wird in Folge bloßer Agitation schwerlich jemals allgemein angenommen werden. Mit Beweisen kommt man gegen den Schlendrian nicht an, wenn er durch das Alter geheiligt ist. Der Eigennutz aber wird es wohl sehr bald dahin bringen, daß zunächst in den größten Städten die Methode aufgegeben wird, menschliche Leichen den langsamen Verbrennungproceß im Boden durchmachen zu lassen. Alle wichtigen Reformen, alle großen Fortschritte sind, genau besehen, durch den Egoismus verursacht worden.

— Aus Konstanz berichtet die „Straßburger Post": Lieutenant Hellwig wurde nach Freiburg abgeführt, um dort vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. Sehr gravirend für den Offizier ist der ihm vorgeworfene Bruch des Ehrenworts. Einige Zeit vor dem verhängnißvollen Zweikampf war ein höherer Offizier, Bekannter der Familie des erschossenen Premierlieutenants Sachs, her erschienen, um Hellwig aufzufordern, seine verdächtigen Beziehungen zu der Frau des Kameraden abzubrechen. Hellwig gab sein Ehrenwort, den häuslichen Frieden des letzteren nicht mehr zu stören, war aber acht Tage darauf wieder in dessen Haus. Frau Sachs ist durch einen energischen Onkel von hier entfernt und in Genf bei zwei älteren Damen in Obhut gegeben worden. Das vaterlose Kind hat der Bruder des Verstorbenen zu sich genommen. Lieutenant Sachs hatte in der Nacht vor dem Duell einen Abschiedsbrief geschrieben, in welchem er das Kind der Obhut der Verwandten anempfahl.

Verschiedenes.

— Wildbad Gastein, jenes Wildbad, das Kaiser Wilhelm in so vielen Jahren Stärkung seiner Gesundheit verliehen, soll, nach der Absicht des Landesausschusses, veräußert werden. Es ist dem Kaiser Franz Joseph zum Kauf angeboten worden; die Verhandlungen darüber befinden sich jedoch noch im ersten Stadium.

— Der Hofschneider einer afrikanischen Majestät zu sein, ist jedenfalls, trotz Ben Akiba, neu. Der Hamburger Schneidermeister Schaul hatte dem König von Ova Herero ein Staatskleid angefertigt, das so sehr den Beifall Seiner schwarzen Majestät fand, daß dieselbe Herrn Schaul durch Diplom vom 24. Oktober zu ihrem Hofschneider ernannte. Man sieht, die Cultur macht auch in Afrika immer größere Fortschritte.

— Vor einigen Tagen ist in Konstantinopel der heilige Teppich, der durch ein volles Jahr auf der Kaaba in Mekka geruht hatte, und der nun jetzt durch einen neuen vom Sultan gespendeten ersetzt wurde, eingetroffen, und ist auf Befehl des Großherrn in die von demselben neuerbaute Moschee Orchante gebracht worden, um hier durch einige Tage zur Verehrung durch die Gläubigen ausgesetzt zu bleiben. Zu Tausenden strömen nun die Türken zu dieser Reliquie hin, um sich vor derselben niederzuwerfen, sie zu küssen und Gebete zu verrichten. Zwei Tage in der Woche, Montag und Donnerstag, sind ausschließlich zur Verehrung für die Frauen bestimmt. Nach wenigen Tagen wird dann dieser Teppich nach dem alten Serail gebracht werden, um dort in der Kaiserlichen Schatzkammer, die schon zahlreiche solche heilige Teppiche aufbewahrt, für immer zu verbleiben.

— Man erinnert sich der Schauergeschichten, welche einige französische Blätter über das angebliche Elend Kossuth's erzählten. Diese veranlaßten einen Mitarbeiter der „Gazetta Piemontese", Kossuth aufzusuchen, der ihm als Antwort auf die blöden Behauptungen Folgendes sagte: „Ich leide an nichts Noth, mein Heim ist, wenn auch nicht glänzend, so doch behaglich. Wenn ich ruhig und abgeschlossen lebe, so geschieht es aus freier Entschließung. Ich habe mich von des Lebens Kämpfen zurückgezogen und habe den Frieden in der Einsamkeit gefunden. Ich arbeite und schreibe. Ich arbeite nicht an meinen Memoiren; ich bin kein Freund der Autobiographien, da ich nicht glaube, daß Jemand, der über sich selbst schreibt, vollständig objektiv bleiben könne." Kossuth meinte ferner, daß er die Widerlegung der falschen Nachrichten aus Rücksicht auf die hervorragende Stellung seiner Söhne für nothwendig halte, und erwähnte, daß er seinerzeit eine in England beabsichtigte Sammlung durch einen offenen Brief an die „Times" vereitelt und daß er weder von Victor Emanuel, noch von Cavour eine Entschädigung angenommen habe, da er für die Sache, nicht für Dank oder Lohn zu arbeiten pflege. Dann sagte Kossuth noch: „Es ist auch nicht wahr, daß Ungarn undankbar gegen mich ist. Alltäglich erhalte ich die rührendsten Gefühläußerungen aus meinem Vaterlande, und nicht nur von meinen Freunden, sondern auch von meinen Gegnern. Ich muß übrigens noch versichern, daß, wenn sie mir alle ihre Millionen und Schätze anböten, ich nichts annehmen könnte. Von meinem Vaterlande genügt es mir, wenn man sich meiner freundlich erinnert."

— Die Bedingungen des am 21. December 5 Uhr Abends in Pirot unterzeichneten Waffenstillstands lauten: „Die Militär-Commission hat, nachdem sie die am Tage der Einstellung der Feindseligkeiten eingenommenen Stellungen und die von den Bulgaren erfochtenen Siege in Erwägung zog, beschlossen: 1. Einen Waffenstillstand bis zum 1. März behufs Abschlusses des Friedens. Wenn der Friede bis dahin nicht unterzeichnet wurde, so ist der Waffenstillstand von rechtswegen verlängert. Sollte derselbe jedoch nach dem 1. März gebrochen werden, so müßte die Kündigung derselben zehn Tage vor Wiederaufnahme der Feindseligkeiten erfolgen. 2. Die Räumung Bulgariens seitens der Serben bis zum 25. December und die Räumung Serbiens seitens der Bulgaren bis zum 27. December. Die geräumten Gebiete werden fünf Tage nach erfolgter Räumung von den nationalen Truppen besetzt, während die administrativen Behörden die Thätigkeit am Tage der Räumung wieder aufnehmen. 3. Die Grenze beider Staaten dient zur Abgrenzung einer der beiden Seiten der Grenzen auf eine Entfernung von drei Kilometern zu errichtenden neutralen Zone. 4. Die serbischen und bulgarischen Delegirten werden die Frage in Betreff der Verwundeten und Gefangenen regeln. 5. Die mit den Friedensverhandlungen betrauten Delegirten werden sofort ernannt."

— Zwischen den italienischen und den österreichischen Zeitungen ist ein gewisser Wettstreit in Cholera-Nachrichten entbrannt. Der aus Triest und Wien stammenden Angabe, daß die böse Krankheit im Venetianischen fortdauernd ihre Opfer fordere, stellt man von italienischer Seite den Brief des Bürgermeisters von Venedig und zahlreiche Zeitungsartikel mit der Ueberschrift „Die Cholera in Triest" entgegen. Laut amtlicher Angabe sind im Königreich Italien während der Seuche von 1884 insgesamt 27 030 Erkrankungen vorgekommen, von denen 14 399 einen tödtlichen Verlauf nahmen. 1885 sind dagegen bloß 6397 Erkrankungen und 3409 Todesfälle vorgekommen, von denen die überwiegende Mehrzahl, nämlich 5535 Erkrankungen und 2959 Todesfälle, auf die Provinz Palermo entfallen. Mit der zunehmenden Winterkälte wird die Cholera wohl auch im Venetianischen völlig erlöschen. Einen ersten scharfen Angriff des Winters haben wir hier vor 14 Tagen erlebt, als bis nach Sicilien hinunter Schnee fiel und die ungeheizten ofenlosen Zimmer für die an größere Behaglichkeit gewohnten Nordländer sehr ungemüthlich zu werden. begannen.

— Es ist Alles schon dagewesen, hört man stets, wenn man glaubt, etwas Außergewöhnliches gehört oder gesehen zu haben. Allein von dem, was ich zu berichten habe, so schreibt man aus Wiborg in Finnland, glaube ich das „noch nicht dagewesen" behaupten zu können. Hier in unserm Städtchen lebt ein wohlhabender Tischlermeister, der sich von kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Höhe emporarbeitete. Als armer Geselle heirathete er ein armes Mädchen, welches damals seinen Ansprüchen genügte. Da er nun aber inzwischen in die besseren Handwerkerkreise aufgenommen wurde, fand er, daß seine bisherige Frau ihm nicht mehr ebenbürtig war, und ließ sich in Folge dessen scheiden, behielt dagegen ihre drei Kinder. Hierauf nun heirathete er eine ihm ebenbürtigere Frau. Soweit wäre nun Alles nicht gerade unmöglich. Aber jetzt kommt die gemüthliche Seite: Nachdem der Herr Tischler sich einen neuen Hausstand gegründet, nahm er seine frühere Frau als Mädchen für Alles, und so dient nun die frühere Frau bei ihrer Nachfolgerin sowie bei deren und ihren eigenen Kindern zur vollen Zufriedenheit ihrer Herrschaften.

Das Lied von den Staren.

Siehe, was kömmt in den Lüften gefahren,
Schwirrend und schwatzend in schwärzlichen Scharen?
Ei, ich erkenne das munt're Gebahren:
Schwirrende Wölklein von schwatzenden Staren!

Ja, ich erkenne die schelmischen Bräuche!
Wie sie so hurtig, die fröhlichen Gäuche,
Wetzend die Schnäbel und füllend die Bäuche,
Fallen in Schilf und Hollundergesträuche!

Wieder zurück aus den wärmeren Sonnen?
Nicht sind dem Dank und Gedanken zerronnen
Alte Quartiere, die werth ihr gewonnen:
Wogende Wipfel und rieselnde Bronnen.

Wie sie sich säubern und putzen und rupfen!
Wie sie sich necken und jagen und zupfen!
Wie in die Nester auf Stangen und Schupfen
Lustig sie, spielerisch, hupfen und schlupfen!

Da ist kein Vöglein, — sie müssen's probiren,
Seine Gesänge genau zu copiren:
Jubelnder Lerchen frohlockend Trilliren,
Flötender Amseln pathetisch Psalliren,—

Alles studiren und dann — parodiren!
Aber gern höre ich wahrlich auch ihren
Eig'nen Gesang: dies vergnügte Parliren,
Plaudernde, schwatzende Scherzfabuliren.

Seid mir willkommen, ihr munteren Scharen,
Frühlingverkündende Wanderscholaren!
Kommt nur zu mir in den Garten gefahren:
Will euch vor Katzen und Netzen bewahren.

Kehret nur ein hier im sicheren Neste.
Seid ihr auch schalkische, schelmische Gäste:
Traurigkeit acht' ich ein schlimmes Gebreste,
Singende Fröhlichkeit aber das Beste.—

Felix Dahn.

— Auch ein Ehescheidungsgrund. Richter: Aber ich bitte Sie, Herr Schulze, Sie sind jetzt fünfundzwanzig Jahre mit Ihrer Frau verheirathet und beantragen noch Ehescheidung?—Schulze: Nanu? Herr Richter, ist denn das noch nicht lange genug?

— Der Vegetarianer. Herr (bei Tisch): Mein Fräulein, Sie essen Rindfleisch? O bedenken Sie, es war gewiß nicht der letzte Wille dieses Ochsen, geschlachtet werden zu wollen.

— Bei der Aushebung. Rekrut: „O bitte, Herr Major, nit zur Attollerie!" — Bezirks-Commandeur: „Warum denn nicht?" — Rekrut: „J' kann's Schieße nit höre!" — Bezirks-Commandeur: „O, das macht nichts, es wird schon so laut geschossen, daß Du's hören kannst!"

— Zu viel verlangt. Student: „Ich liebe Sie glühend, mein Fräulein!" —Fräulein: „Ich traue Ihnen nicht." —Student: „Stellen Sie mich auf die Probe!"—Fräulein: „Gehen Sie einen Monat hindurch in den Hörsaal und besuchen Sie zwei Wochen lang keine Kneipe."

— Selbst verrathen. Vorsitzender: Sie bestreiten, gebettelt zu haben. Aber warum haben Sie denn die Hand ausgestreckt, wie dies die Bettler zu thun pflegen? — Bettler: O Herr Präsident, das war nur eine gewohnheitsgemäße Handbewegung.

— Eigensinn. „Wie, Freund, bei dieser Jahreszeit trifft man Dich noch in Strohhut und Sommerüberzieher?" — „Ich habe mich schon so oft nach der Jahreszeit gerichtet, nun kann sich die Jahreszeit einmal nach mir richten."

— Clara (die mit ihrer Cousine, einem jüngeren Backfisch, auf das Kapitel der Liebe zu sprechen kommt, schwärmerisch): O Laura, dies Gefühl ist doch göttergleich. Aber sag', war vielleicht Dein Herz auch schon mal entzündet? — Cousine: Mein Herz noch nie, blos manchmal mein Hals!

Gute Replik. Zwei muthwillige Menschen begegneten einem ehrlichen Handwerker, nahmen ihn in die Mitte und fragten ihn: Was bist Du wohl, ein Spitzbube oder ein Dummkopf? — Ich bin so zwischen beiden, versetzte der Gefragte.

— Eine splendide Hausfrau. Köchin: „Fräulein Helene, bitte, soll ich zum Hühnerragout vielleicht eine Messerspitze voll Paprika nehmen?" — Fräulein (seit acht Tagen aus der Pension zurück): „Anna, bei uns braucht man nicht so zu sparen, — thun Sie nur einen tüchtigen Eßlöffel voll hinein."

— Aus Studentenkreisen. Erster Studiosus: Du, was fehlt denn Deinem Fuchs? — Zweiter Studiosus: Besoffenes Elend! Er hat einen Weinkrampf bekommen. — Erster Studiosus: Hm, das wundert mich. Er hat doch nur Bier getrunken.

— Widerlegt. Pfarrer: Aber Huber, Ihr wart wieder zu lange im Wirthshaus und habt des Guten zu viel gethan. —Huber: Ja, wie is mir denn, Herr Pfarrer, haben's doch den Sonntag erst in der Kirchen gesagt, der Mensch kann überhaupt des Guten nie zu viel thun.

— Vollkommene Kur. „Ich habe jetzt zweimal hintereinander in fürchterlicher Weise den Schnupfen gehabt." — „Haben Sie denn nichts dagegen gethan?" — „O ja, den zweiten bin ich auch glücklich los geworden, aber den ersten habe ich noch."

— Beim Wort gepackt. Ein Mann, der von einem leichtlebigen Kavalier Geld zu fordern hat, wird von dem Bedienten desselben mit den Worten abgewiesen: „Ich kann Sie unmöglich vorlassen; der Graf empfängt heute nicht." — „Das macht nichts", entgegnet der Gläubiger, „wenn er nur giebt."

— Heikel. Milchereibesitzer: Michel, Du hast doch g'nug Wasser in die Stadtmilch gethan?—Michel: Ja, Herr. — Milchereibesitzer: Na, daß Du mich nicht betrügst! Du weißt, ich kann betrügerische Leut' nicht ausstehn.

— Ersatz. Dienstmädchen (zur Köchin): Haben Sie schon gehört, Lisette, Ihr Sergeant ist ja auf ein paar Wochen beurlaubt? Was fangen denn Sie jetzt an? — Köchin: Dummes Ding, wozu hat man denn die Ersatzreservisten, die eben eingezogen werden?

— O diese Weiber. Ein Theaterkritiker schreibt: Ohne den Reizen unseres weiblichen Chores irgendwie zu nahe treten zu wollen, glaube ich doch nicht mit der Behauptung zu übertreiben, daß unter unseren 36 Chorsängerinnen kaum drei hübsche zu finden sind. — Am nächsten Tage erhält der Kritiker von jeder der 36 Damen ein Schreiben, worin diese ihm danken, daß er bei Erwähnung der drei schönen Chorsängerinnen keinen Namen genannt habe, da ja jedenfalls dann auch „sie" hätte genannt werden müssen und „sie" sich dadurch den Neid der übrigen Colleginnen zugezogen hätte.